Pommersche Blätter

Kampfblatt für Erzieher und Schule - NSLB. Gau Pommern



SONNENRAD

Ornament aus einem Bronze-Hängebecken

Fundort Sophienhof, Kreis Demmin, 800—700 v. d. Zr.

(Zeichnung eines Schülers der Unterstufe der Graphikabteilung der Meisterschule des Deutschen Handwerks Stettin)

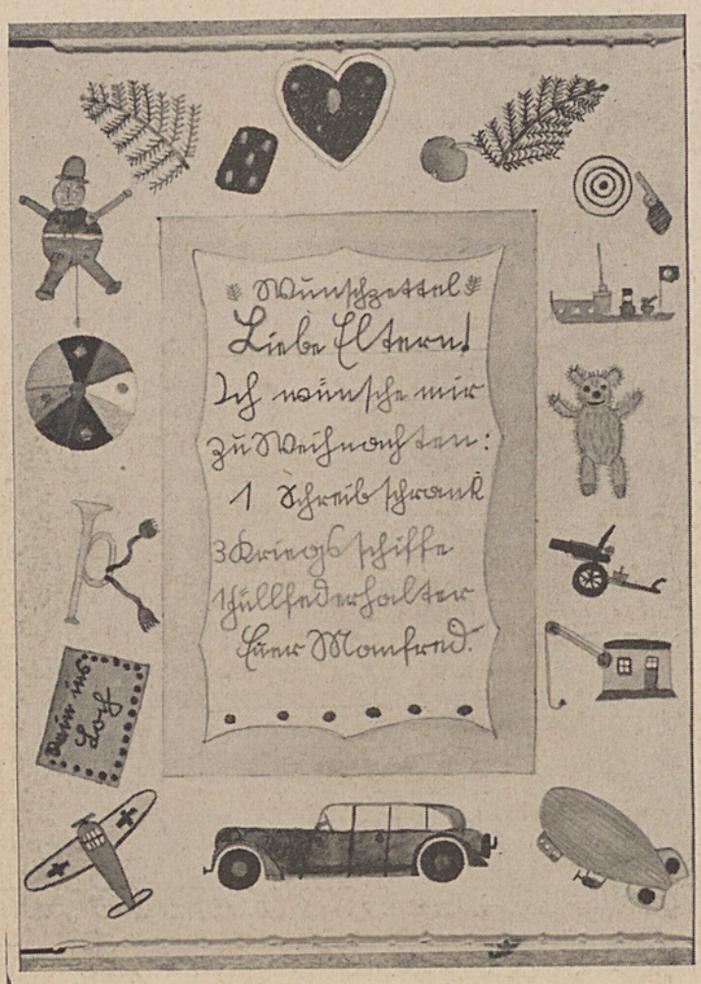
Folge 18 - Jahrgang 63 - Stettin, den 18. Dezember 1938

Hermann Keßler, Stettin

Weihnachtsgeschenke im Zeichenunterricht

„Der Kunsterziehung — wie der Musik — fällt innerhalb der gesamten Schulerziehung ein über ihr eigentliches Fach hinausweisender Auftrag zu." — „So kann eine einheitliche Kunsterziehung nicht nur die individuellen Fähigkeiten des einzelnen steigern und sein eigenes Leben reicher machen, sondern zu einer Stärkung der seelischen Geschlossenheit unseres Volkes führen." Diese Sätze, den neuen Lehrplänen für die höhere Schule entnommen, gelten für die kunsterzieherische Arbeit jeder deutschen Schule. Sie zeigen, ebenso wie die in Bayreuth aufgestellte Forderung der Reichssachbearbeiterin Erna Schröder, daß der Kampf gegen die Unkultur in unserem Leben im Mittelpunkt unserer Arbeit stehen muß, das weitgespannte Aufgabengebiet des Kunsterziehers, denn „nicht die Schulausstellung, sondern die Wohnungen unserer Familien sind die Maßstäbe unserer Arbeit" (Erna Schröder).

Wie notwendig die Forderung nach Kampf gegen die Unkultur ist, zeigt ganz besonders deutlich die Zeit der Vorbereitungen für das Weihnachtsfest. Das Weihnachtsfest ist das Fest der Geschenke. Sie sollen ein sichtbares Zeichen der inneren Verbundenheit, des Dankes, der Wertschätzung sein, sollen dem Beschenkten etwas über den Geber aussagen. Leider ist es bei uns, durch den Einfluß einer materialistisch eingestellten Zeit so geworden, daß Weihnachtsgeschenke in vielen Fällen, kurz gesagt, nur noch eine Frage des Geldes sind. Der Geber und die Gabe werden sehr häufig nur noch nach dem Geldwert des Geschenkes beurteilt. Ein Geschenk, das was „gekostet" hat, ist wertvoll. Da natürlich nicht jeder in der Lage ist, teure Geschenke zu kaufen, kauft man häufig Geschenke, die so aussehen, als ob sie viel Geld gekostet hätten, täuscht also mehr vor, als vorhanden ist. Diese für die vom Nationalsozialismus überwundene liberalistische Zeit geradezu charakteristische Einstellung ist auch heute leider noch weit verbreitet. Eine geschäftstüchtige Weihnachtsgeschenkindustrie hat dieser, einem kleinlichen persönlichen Geltungsbedürfnis entsprungenen Einstellung zum Geschenk bereitwilligst Rechnung getragen und bringt Jahr für Jahr eine Unmenge von Sachen auf den Markt, die so aussehen, als ob sie viel Geld kosten, in Wahrheit aber billigster Schund sind. Wer mit offenen Augen zum Beispiel durch die „Galanteriewaren-Abteilung eines Warenhauses geht, muß entsetzt sein über das Maß von Unkultur, das sich hier zeigt. Da wird Gips als Bronze vorgetäuscht, billigste Fabrikmassenware als chinesisches Porzellan, original handgemalt, usw. Es wäre töricht, diese Dinge wichtiger zu nehmen als sie sind, aber es kann wohl kein Zweifel darüber bestehen, daß auch die Geschenke ein Gradmesser für die Kultur eines Volkes sind, und daß sich vielleicht gerade an diesem kleinen Beispiel der Weihnachtsgeschenke deutlich zeigt, wie groß die Schwierigkeiten, die inneren Widerstände sind, die im Kampf um eine Erneuerung unseres kulturellen Lebens überwunden werden müssen. Wer sich angesichts solcher „Geschenke" der schönen einfachen, an innerem Gehalt so reichen Geschenke, wie sie die Zeit vor dem Liberalismus kannte, und wie sie in vielen bäuerlichen Gegenden heute noch anzutreffen sind, erinnert, wird die große Bedeutung der Maßnahmen des nationalsozialistischen Staates zur Förderung einer bodenständigen Spielwarenindustrie, eines gesunden Handwerkerstandes erst ganz ermessen können.

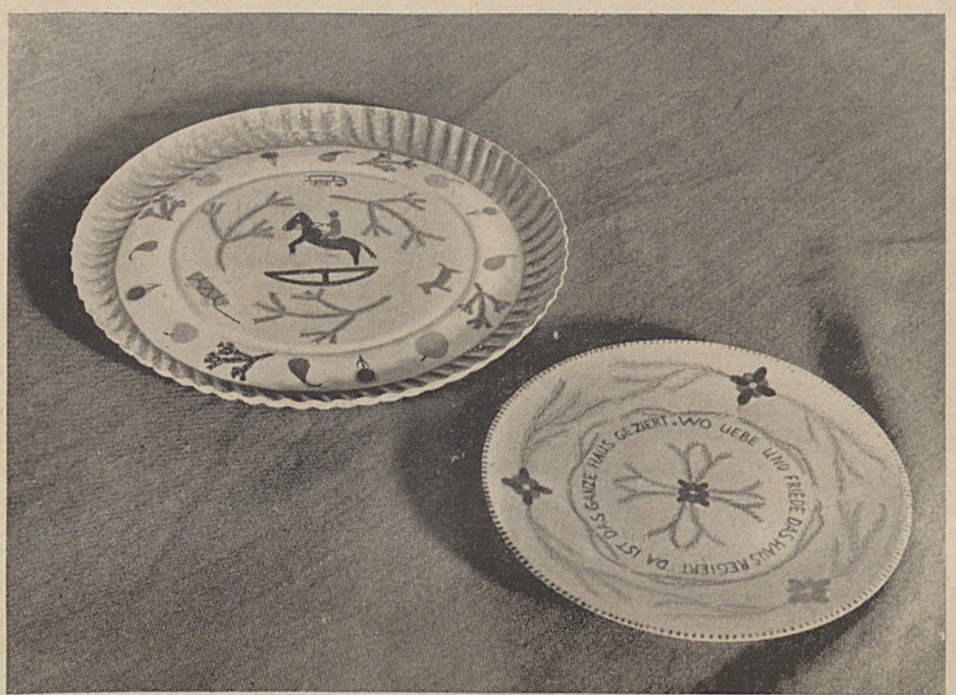


Ratsschule Stettin

Ein wirklich dauerhafter Erfolg kann aber gerade hier auf kulturellem Gebiet nur dann erwartet werden, wenn die Maßnahmen des Staates eine Wandlung der inneren Einstellung zur Folge haben. Wieviel in dieser Hinsicht für den deutschen Erzieher, besonders aber für den Kunsterzieher noch zu tun ist, zeigt mit aller Klarheit ein längerer Artikel, „Urväterchens Hausrat", den der Völkische Beobachter am 12. November d. J. brachte. Mit beißendem Spott wird hier auf die gerade in letzter Zeit auffallend in Erscheinung tretenden Versuche, unsere Zeit mit der Mode der achtziger Jahre zu „beglücken" und unsere Wohnungen durch das „kleinlich, miekrige Plinkelplankel eines gewissen Kunstgewerbes" zu „verschönern", hingewiesen.

Daß, um bei dem Beispiel zu bleiben, dieses Plinkelplankel eines gewissen Kunstgewerbes ohne jeden Einfluß auf das kulturelle Wollen unserer Jugend bleibt, und als Äußerung einer Zeit, die uns innerlich fremd ist, erkannt wird, ist eine der wichtigsten Aufgaben des deutschen Kunsterziehers.

Das Geschenk, besonders das Weihnachtsgeschenk, bietet eine von vielen Berufskameraden noch nicht genug erkannte Möglichkeit, über unsere Jugend eine Wandlung in der Einstellung der Familie zum Geschenk herbei- und dadurch langsam zum Erkennen des Unterschiedes zwischen Kultur und Zivilisation hinzuführen. Wir können im Zeichenunterricht unserer Jugend mustergültige Beispiele handwerklicher Arbeit heute noch lebendige Volkskunst nahebringen, ihr z. B. schöne Krüge und Teller aus Bunzlau,



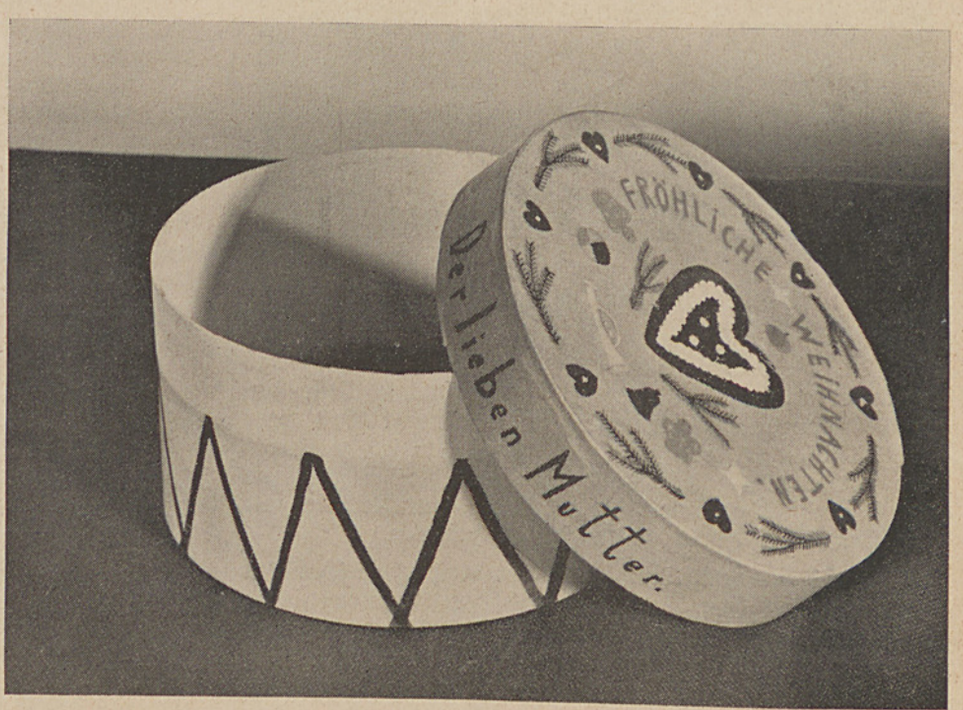
Bemalter Pappteller, Ratsschule Stettin
Bemalter Holzteller, Arndt-Mädchen-Mittelschule Stettin

Spielsachen aus dem Erzgebirge, aus Thüringen usw. zeigen, ihr klarmachen, warum der neue Staat das bodenständige Handwerk mit aller Kraft fördert und, was vielleicht das wichtigste ist, zur eigenen Herstellung von Geschenken für die Eltern, Geschwister und Freunde anregen. Natürlich darf auf keinen Fall versucht werden, Volkskunst nachzuahmen. Ich habe an dieser Stelle schon mehrfach darauf hingewiesen, daß die Volkskunst und die bildnerische Arbeit des Kindes wohl die gleichen oder doch ähnliche Ausdrucksmittel haben, daß sie aber ganz verschieden gewachsen sind und auf keinen Fall gleichgesetzt werden dürfen. Darauf muß, da sich in letzter Zeit eine Art Volkskunstindustrie breitzumachen versucht, immer wieder hingewiesen werden.

Es soll nun an einigen Beispielen gezeigt werden, wie man einfache Geschenke im Zeichenunterricht, über größere Werkarbeiten soll später einmal berichtet werden, ohne große Schwierigkeiten herstellen kann. Selbstverständlich erfordern auch diese einfachen Arbeiten eine gründliche Vorbereitung. Man muß den Schülern und Schülerinnen von Anfang an klarmachen, daß es nicht darauf ankommt, irgend etwas zu verschenken, nur weil es nun mal so Sitte ist, sondern daß das Geschenk unseren Eltern, unseren Geschwistern, Freunden, Verwandten sagen soll: Sieh mal, das habe ich für Dich zu Weihnachten gearbeitet und ich habe es so gut gearbeitet wie ich nur konnte.

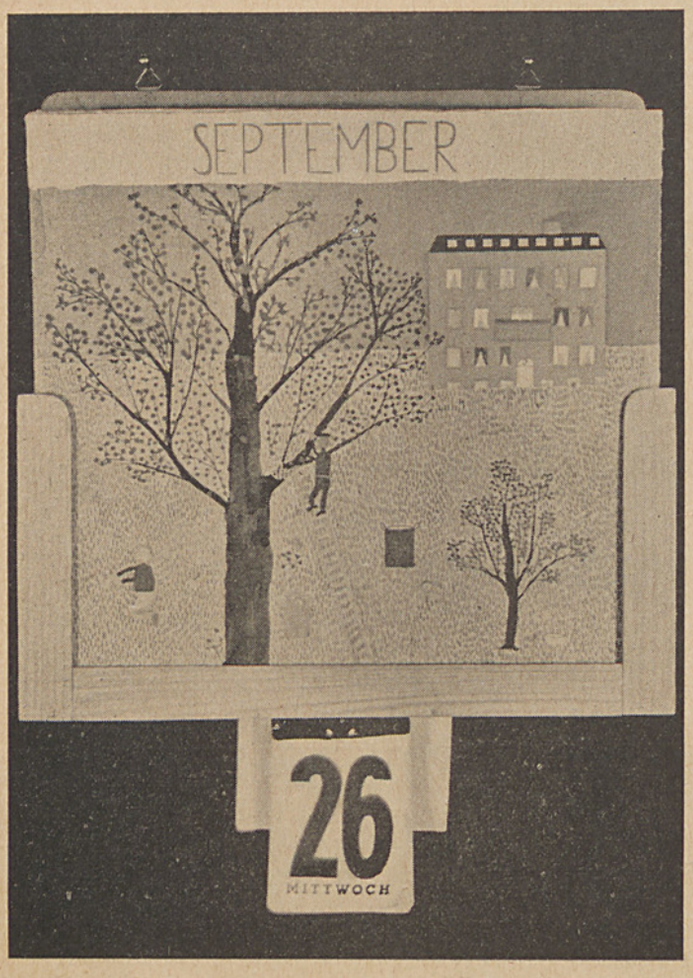
Natürlich ist die Gefahr, daß die Schüler und Schülerinnen bei der Herstellung eines Geschenkes durch schlechte Beispiele, die sie in Geschäften und auch zu Hause gesehen haben, beeinflußt werden, bei Weihnachtsgeschenken ganz besonders groß. Immer wieder tauchen die bekannten süßlichen Engel oder an einem Tannenzweig hin- und herschwingende Glocken mit der Aufschrift „Fröhliche Weihnachten", wie sie auf Preisschildern in Zigarrenläden jedes Jahr zu sehen sind, auf. Erst wenn der Schüler oder die Schülerin begriffen hat, daß Arbeiten, die nicht von Anfang bis zu Ende ganz selbständig hergestellt sind, verlogen und darum gänzlich wertlos sind, kann mit der eigentlichen Arbeit begonnen werden.

Der **Wunschzettel** bietet viele Möglichkeiten der Gestaltung. Die Schüler können durch diese Arbeit lernen, wie man eine rechteckige Fläche durch Bild und Schrift schön aufteilen kann, was die „Alltagsschrift" an schmückenden Werten in sich hat, wenn man sich Mühe gibt, diese Worte zu erkennen. Sie lernen auch bei dieser Arbeit,



Bemalte Spanschachtel, Ratsschule Stettin

daß klar gezeichnet, die Farbe sauber aufgetragen werden muß, erkennen, daß nicht nur Schrift und Bild, sondern auch die „Zwischenräume" sehr wichtig sind und die Wirkung von Schrift und Bild wesentlich bestimmen, daß es nicht auf das einzelne Dargestellte, sondern auf den Gesamteindruck ankommt. Häufig empfiehlt sich eine Begrenzung der Aufgabe in der Weise, daß man z. B. sagt: Wir zeichnen uns in die Mitte des Blattes ein Rechteck für die Schrift. Auf den Rand müssen wir oben und unten etwas malen, was sich von links nach rechts oder umgekehrt bewegt, das also genau so läuft, wie diese Teile des Randes, vielleicht also eine Eisenbahn, einen Schleppzug



Kalender, Ratsschule Stettin

Sämtl. Fotos: Landesbildstelle Pommern

usw. Auf die beiden anderen Teile des Randes muß etwas gezeichnet werden, das sich genau wie diese Teile des Randes von oben nach unten bewegt, etwas, das mehr hoch als breit ist, also z. B. ein Soldat, ein Schilderhaus, eine Puppe. Es empfiehlt sich, kleinere Flächen nicht mit dem Pinsel, sondern mit einer Lyfeder, auf die man mit dem Pinsel die Farbe aufstreicht, auszumalen.

Während bei dem Wunschzettel ein Rechteck zu schmücken ist, müssen bei dem **Pappteller** und dem Deckel und dem Boden der **Spanschachtel** kreisförmige Flächen geschmückt werden. Da das ungewohnte Format häufig einige Schwierigkeiten bereitet, ist es notwendig, auf einem Blatt Papier einen genauen Entwurf anzufertigen. Am besten läßt man zwei Entwürfe arbeiten, da der zweite Entwurf meist viel lebendiger und freier als der erste gestaltet wird. Man muß bei dieser Arbeit damit rechnen, daß einige Schüler versuchen, sich durch eine trockene geometrische Aufteilung die Sache bequem zu machen und vor Beginn der Arbeit durch eine besonders eingehende Besprechung auf die reichen Möglichkeiten bei der Ausschmückung einer kreisförmigen Fläche hinweisen. Die Entwürfe werden am besten frei auf die Schachtel oder den Teller übertragen. Für die Bemalung eignen sich sehr gut die Deckfarben unserer Schulkästen, wenn man die Schachtel zum Schluß lackiert (Spirituslack). Natürlich kann man auch an Stelle der Pappteller, die nur wenige Pfennige kosten, die wesentlich teureren, aber auch sehr viel schöneren und haltbareren **Holzteller** und statt der Spanschachteln auch runde **Holzdosen** nehmen. Sehr gut eignen sich zum Bemalen auch die kleinen Zigarillos-Kistchen, die man, um das eingebrannte Firmenzeichen zu beseitigen, vor der Bemalung mit Sandpapier glattschleifen muß.

Über die Herstellung von **Papierfaltschachteln** ist in Folge 11 der Pommerschen Blätter, über die Herstellung **geschnitzter Blumenstöckchen** und schöner **Gebrauchsgegenstände aus Lederresten** in Nr. 4, Jahrg. 63 der Pommerschen Blätter, ausführlich berichtet worden.

Über **Spiele**, die man im Zeichenunterricht herstellen lassen kann, will ich in einem besonderen Aufsatz ausführlich berichten, an dieser Stelle seien nur einige leicht herzustellende Spiele erwähnt. **Quartettspiele.** Jeder Schüler entwirft eine Karte für das Quartett (z. B. Handwerkerquartett, Quartett der pommerschen Städte). Es entsteht ein Spiel, das, wenn es fertig ist, verlost oder dem WHW. zur Verfügung gestellt wird. **Spielbretter** für Würfelspiele (z. B. ein Pommernspiel), **Angelspiel.**

Vielseitig zu verwenden sind die einfach herzustellenden **Geschenktüten.** Man schneidet ein nicht zu dünnes Stück Papier zurecht, rollt, klebt und bemalt es. Eine sehr dankbare Aufgabe ist auch die Herstellung eines **Kalenders.** Man läßt entweder jeden Schüler eine Pappe für den Kalenderrücken bemalen oder faßt zwölf Schüler, von denen jeder ein Monatsblatt malen muß, in einer Arbeitsgruppe zusammen. Die zwölf Blätter werden dann in einem Holzrahmen hintereinandergesteckt. Bei der zuerst genannten Aufgabe ist eine starke Begrenzung der Aufgabe notwendig, da sonst leicht die bekannten kitschigen Kalenderbildchen entstehen.

Die als Beispiele genannten Arbeiten sind alle ohne große Schwierigkeiten und größere Kosten im Zeichenunterricht herzustellen. Sie werden von den Schülern mit großer Begeisterung in Angriff genommen, da sie echte Aufträge darstellen. Solche selbstgefertigten Geschenke machen den Eltern und Geschwistern viel Freude. Ich möchte die Eltern sehen, die sich über so ein mit viel Fleiß und Freude hergestelltes Geschenk nicht mehr freuen als über irgend etwas schnell Gekauftes. Wie sehr die kunsterzieherische Arbeit in ihrer Wirkung über das eigentliche Fach hinausgeht, zeigt sich an dem Beispiel des Weihnachtsgeschenkes noch deutlicher, wenn die selbstgefertigten Geschenke nicht Verwandten, sondern dem WHW. für Kinder bedürftiger Volksgenossen zur Verfügung gestellt werden.

Über 8 Millionen unterstützen das Hilfswerk „Mutter und Kind" durch ihre Mitgliedschaft in der NSV. Bist Du dabei?

Hermann Ploetz

Pommerns letzte Wodewellen

Ostpommern ist das Land, wo die Welträtsel Kristall geworden sind, wo aus dem Chaos der Zeitweiser der Ewigkeit aufragt, der Uhrturm Gottes, der Demantberg, wo alle Großen des deutschen Volkes ihrer Berufung harren, wo sie eingestimmt werden in die Geheimnisse des Menschheitsweges und den Schicksalsplan der Welt.

„Alle hundert Jahre kommt ein Vögelein und wetzt sein Schnäblein an dem Berg." Alle hundert Jahre. Auch damals, als Kaiser Napoleon in Preußen regierte und ein Gebot ausgehen ließ, daß alle Welt geschätzet würde, und zwar nur deshalb, damit unerhörte Opfer besiegter Völker ihm gestatteten, den Ruhm Alexanders des Großen zu verschatten.

Zur selben Zeit erneuerte sich am Demantberg das Wunder der hundert Jahre: Asgards Zinnen blitzten, Walhalls Tore donnerten, das Schwälblein flog, der Demantberg bebte, und durch den Märchenschleier der Poesie hindurch, der das Ungemeine dem gemeinen Auge verbirgt, ward der Uhrturm Gottes sichtbar. Für Sekunden nur, solange das Vöglein den Maßstock der Ewigkeit kerbte. Und nur für ihrer dreie, die nichts voneinander wußten; und diese waren ein Greis, ein Kind, ein Mann. Der Greis ein Kuhfütterer auf dem bismarckischen Gute Kniephof in Mittelpommern, das Kind ein Hirtenbüblein auf der Feldflur von Varzin im pommerschen Osten, der Mann — ein granitener Mensch mit dem Namen Stein — Nachfahr alter Götter auf einer Felsenburg in der Nähe des Rheins.

Der grauhaarige Kuhfütterer Brandt in Kniephof, der noch Friedrich den Großen gekannt hatte, sah auf dem Märchenberg einen hagern, gebeugten Alten in abgeschabter Offiziersuniform. Ruhmüberlastet und erfahrungsmüde stützte sich der königliche Greis auf seinen Krückstock, pfiff einem Windspiel und gab der Welt Gesetze mit demanthartem Blick. Das Varziner Büblein gewahrte über dem Fleck, wo die Vogelschwinge blitzte, eine mächtige Gestalt: purpurn ihr Mantel, eisgrau der Bart, silbern das Haupthaar, golden die Krone, die die Krone Barbarossas war. Ein dumpfes Rollen fernher: Anmarsch gewaltiger Heere, Kanonendonner und Siegesgesänge. Der Mann auf der Felsenburg im Westen blickte nach Osten und erschaute in der Höhe des kristallenen Berges einen hölzernen Thron und auf dem Ahnensessel einen Bauernsproß; und eine Stimme fiel aus blitzverhaltenem Gewölk: Höre! Erde will der Erde verachtetsten Sohn auf der Erde höchstem Thron. Wisse! Neues Land soll werden, neue Menschheit, neue Zeit. Gehorche! Suche die heilige Wandlung, jenen Übergang vom Tod zum Leben, darin alle Zukunft deines Volkes beschlossen liegt! Wandle — wie dein Name sagt — vom Stein zum Stein! Wandle nach Osten!

Der Mann schritt der Sonne entgegen und wartete vor der Wartburg. Aber der Berg blieb Ruine und ohne Befehl. Der Mann schritt weiter der Sonne entgegen und hielt vor dem Kyffhäuser. Aber der Berg blieb Kuppe und ohne Befehl. Der Mann schritt weiter und weiter, bis das Land ganz demütig wurde und keine andern Höhen trug als die Berge der Kraft, der Arbeit und der Pflicht. Dort kam er in die Stadt, wo die Steine der preußischen Geschichte reden, und stand endlich vor dem Tode, der die Sprache des ewigen Lebens spricht, vor dem Sarge Friedrichs des Einzigen, und vernahm die Worte: „Hebe deine Augen nach Norden! Schaue, gehorche, handle!"

Da hob sich im Lande am Meer der Uhrturm Gottes ins Licht. Auf dem Gipfel der Alte mit Krückstück und Windspiel. Er sprach sein „Testament". Aber das Bild verblaßte. An seiner Stelle erschien der Greis mit Barbarossas Krone. Es brauste ein Ruf wie Donnerhall. Doch auch dieses Bild verblaßte. Dann erschien zum andern Mal der schlichte hölzerne Thron, auf ihm der junge Bauer, der in zepterloser Hand das Gesetz der Zeiten hielt. Dies Bild stand und verharrte und wurde eins mit dem Berg der Ewigkeit.

Da wuchs und wuchs der granitene Mann, der gewandert war vom Stein zum Stein, wuchs er selber empor wie ein Berg, seine Stirn leuchtete, sein Haupt gewitterte, ein Gedanke sprang daraus hervor wie Demantschein, und der Gedanke ward Wort und rollte bis an den Berg der Ewigkeit und widerhallte im ganzen Lande. Da ward aus Abend und Morgen der erste neue Bauerntag. Eine Meßkette schliff von Dorf zu Dorf und zerstückelte die Gemeindeweide — und strich zum zweitenmal durch die Flur und riß die Ablösung vom Rand der Rittergüter und gab den erniedrigten Knechten einer überalterten Scholle wieder Luft und Land und Sonne und dazu die unverkürzte Zeit der vollen Woche — und dies alles: Zeit und Luft und Land zur freien Nutzung und zum persönlichen Eigentum. Menschen mit eigenem Leibe, eigener Seele, eignem Odem, wahrhaft eigene Leute.

Da machte sich auch auf Michel Schier aus Wietstock und und legte ab den erbuntertänigen Kittel, verließ den leibeigenen Katen und siedelte sich und seine noch ungewohnte Menschenwürde an weitab vom Dorf — mitten auf seinem Freiherrngrunde. Als er ansah alles, was ihn gemacht hatte, da war es zwar noch viel Grant und Sand und Moor und nur wenig Land Gosen. Er aber tat einen Freudenhupf und sprach: „Herrgott von Preußen, laß die Sonne nicht stillstehn über diesem Lande; denn hier will ich Hütte, Herd und Hürde baun!"

Ein billiges Haus. Der Gutswald lieferte Eichen, der Hünenbrink Steine, der Teufelssee Rohr, der Hexengrund Lehm, — und die Nachbarn im Dorf schickten Gespanne und brachten auf den Bau ihre Fäuste mit, — und das alles — vom Gut, vom Dorf, von der Natur — umsonst, ganz umsonst. Auf der eingeebneten und abgesteckten Viereckfläche am Waldrande ließ man sieben Bäume stehen, kappte die Kronen und Knorren, stellte die fehlenden Ständer dazwischen und begann die Querbalken einzufügen und das Fachwerk mit Lehmstaken zu vergittern. So entstand ein Haus, das nichts kostete, unter einer Arbeit, die nicht bezahlt wurde; so wuchs „das Siebenwurzelhaus" in den freien Tag — die Balken tanzten, die Steine flogen — ein Vergnügen bei Reis und Eierkuchen, bei Schnaps und Bier, Gesang und Ziehharmonika, bis das Strohdach oben ein Storchrad trug und die ersten Adventsglocken das neue Haus und die neue Zeit einläuteten.

Gut christlich sah der Giebel drein mit seinen gekreuzten Brettern unter der Storchenburg. Keine Roßköpfe zückten

mehr aus der nüchternen Hand des Zimmermanns hervor. Aber in der Küche stand ein Herd, aus Hünengestein gebaut, ein echter, rechter Heidenaltar, und darauf schwelte am Heiligabend, als die Kinder schliefen (Bescherung fand erst am Morgen statt), ein Eschenklotz, des letzte Stück der vorjährigen Feuerkloben, um nun „in den Zwölften" feierlich den Flammen übergeben zu werden. „Das Altjahr" nannte Guste Schier, die Bäuerin, den brennenden Klotz. Sie murmelte und singsangte geheimnisvolle Sprüche und Beschwörungen dazu, als gölte es, Geister und Schatten der Vergangenheit für immer zu bannen. Guste war eine stille Frau. Sechs Kinder in neun Jahren ihre Eheernte. Stattlich steht sie da. Sie faßt, sie packt, sie hebt und stellt, — alles bewegt sich in feierlichem Schwung und Zug. Um sie her ist noch Gesang, auch wenn sie wortlos arbeitet. Arbeit aber wird ihr von selber zum Lied. Was singt sie? Uralte Weisheit, heut als Teufelstrug verschrien. Kaum weiß sie recht, was sie tut und spricht und summt, aber sie tut, spricht und summt es; und was sie von ihrer Mutter empfangen hat, wird sie an die älteste Tochter weitergeben. Noch schwelt der Klotz, noch knistern und knallen die Tannenzapfen. Guste Schier knetet auf blankgescheuertem Buchenbrett einen Honigteig und walzt ihn breit auseinander. Nun probt sie, ob er auch gut gepfeffert sei. Dann greift sie nach dem Eichenbord an der Rückwand und holt drei flache Hölzchen herab, eine Art Ausstecher mit scharf geschnitzten Vertiefungen darin — und hebt drei Formen aus dem Teig, deutlich erkennbar als Schwert — Rad — Stern. Immer eintönig murmelnd und summend, legt sie die ausgestochenen Kuchen in die Aschenglut. Dann kreuzt sie die Arme vor der Brust und wartet nachdenklich. Hat sie je in ihrem Leben gesessen? Es muß lange her sein. Natürlich bei ihrer Hochzeit und auch stets bei der Predigt in der Kirche. Sonst aber — nicht mal am Tisch beim Mittagessen. Da klappert sie meist schon wieder am Herd und hat fürs liebe Vieh zu sorgen oder fürs Mitgenehmsel aufs Feld. Gewöhnlich iß sie beim Laufen vom Hause nach dem Acker, nach der Wiese, nach dem Torf. Langsames Gehen wäre Sünde an Gottes Zeit. Ihr gewöhnliches Essen? Trocken Brot macht Wangen rot, und prächtig schmeckt eine frisch aus der Erde gerissene Rübe dazu. Hungrige Kindheit, so meint sie, sei der größte Segen und knappes Essen auch für den Wohlstand der beste Arzt, davon blieben Darm und Magen bis ins Alter unverschmutzt und arbeitsfröhlich. Belegte Stullen glitten nach ihrer Meinung zu rasch hinunter, trockenes Brot werde am gründlichsten gekaut.

Das Altjahr knistert in letzten Flammen und in der Kammer nebenan kräht junges Leben. Frau Schier gibt ihrem Jüngsten die Brust. Ihr Mutterquell rinnt aber so reichlich, daß sie auch diesmal ein fremdes Wunschwesen als Brustkind dazugenommen hat; und so holt sie noch ein zweites quäkendes Etwas aus dem kleinen Bett, das in der Kammer neben dem ihren steht. Diese Kammer ist ihr Mutterrückzug, solange sie das Neugeborne stillt.

Die Kinder schlafen. Frau Schier weihwaltet schon wieder am Herde. Sie reißt die gebräunten Plättchen aus der Asche und tut neue hinein. Die Tür klappt. Der Bauer tritt in die Küche. Er ist wie aus einem Dürerschen Holzschnitt weggelaufen, groß, stark, eckig. Er zeigt durchs Fenster. Ein zunehmender Sichelmond über dem Stall hält Andacht fürs liebe Vieh. Die Frau nickt. Er beugt sich über den Herd und schiebt einen Haufen Asche zum Abkühlen an die Seite.

Bauer und Bäuerin hantieren in bewußter Stille. Die Frau schweigt vor dem Manne über die alten Bräuche. Er hat ja einst Lehrer werden wollen und schon beim Vater des jetzigen Pastors „präpariert" und sitzt noch heute des Sonntags oft bei dessen Sohn und liest alte Geschichtsbücher, hört gern von den Vorfahren — auch aus der Zeit, da sie noch Heiden waren, aber das alte Wesen rührt ihn nicht mehr. Seine Frau allerdings läßt er gewähren. Ebenso bleibt die letzte Garbe als „der Alte" auf dem Felde stehen. Warum? Er weiß es nicht. Er tut's, weil es sein Vater getan, und fährt damit fort, obwohl die Nachbarn schon darüber lächeln. Spatzenzehnten heißt es, Dummerjahns Erbe. Sein Sohn vielleicht wird über den Spott schon stolpern. Ist ihm gleichgültig.

Schwerfällig erhebt sich der Bauer, bindet das sauber geplättete Saatleinen vor, hält den Zipfel mit Bedacht an den Herd und streicht die abgeglühte Asche in die geschürzte Mulde. Er tut's mit der Hand, mag auch die Asche noch etwas heiß sein. Beileibe darf nichts Totes, nicht Holz, nicht Eisen benutzt werden. An diese Sympathie glaubt er wie an den lieben Gott. Stumm nickend verläßt er die Küche und schlägt den Weg ins Feld ein.

Er umwandelt den Acker und läßt die Asche in die leicht gefrorne Scholle rieseln. Das bedeutet keinen abgestandenen Urelternkram. Diese Asche — sie ist Baum gewesen und vorher Erde und Sonne, Regen und Wind — und alles wurde Flamme auf dem Herde und lebte unter den Händen einer gnadenvollen Frau sein kindlich verstammeltes Sonnenscheinchen — und perlt ihm jetzt als Asche durch die Hand und sinkt, Erde zu Erde, hernieder aufs Feld. Und er spürt die warme Hand seiner Frau und die Hände derer, die vor ihm waren, und derer auch, die nach ihm kommen. Ein Händegeben vom Anfang bis zum Niedergang. Er hält in diesem Augenblick die goldne Mitte. Mit glücklicher Hand. Das ist das Entscheidende. Nicht jeder hat „eine glückliche Hand". Seine Frau hat sie, und durch sie ward die seine gesegnet. Das rinnt geheimnisvoll von Haut zu Haut, von Blut zu Blut. Das teilt sich lebendig der Asche mit und wird im Frühjahr und im Herbst aus dem Saatkorn auferstehen. Deshalb darf nur mit der Hand gestreut werden. Der gute Mensch gibt alles Gute seines Lebens darein, die besten Gedanken, den kraftvollsten Willen. Das ist ein Segen ohne Worte. Dann strömt Gottes Seele durch die seine ins Herzstück des Kornes, Kraft zu Kraft, Trieb zu Trieb, Himmlisches zu Irdischem. So wird das Wunder gefordert und gefördert. Ja, hier waltet Michel Schier nicht für sich, sondern in der Mitte der Welt — an Gottes Statt: hier benutzt ihn Gott, wie er selber den Herrgott braucht. Stumm schreitet der Bauer sein Werk ab — und dennoch tief bewegt.

Während er am Weihnachtsmorgen bei steigendem und zunehmendem Mond eine heidnische Sitte mit christlichen Gedanken übt und würzt, trägt seine Frau eine Schüssel mit Wodanskuchen in den Pferdestall, Gang und Haltung priesterlich, als hielt sie das Allerheiligste in der Hand. Im Stalle hakt sie ihre Laterne an einen Balken und entzündet an dem selbstgegossenen Talglicht den bereitgehaltenen Wacholderzweig. Weihrauch streicht um die Köpfe und Krippen der Tiere. Dann gießt sie Wasser und Hafer in die Holztröge und mengt die heiligen Kuchen darein und spricht starke Sprüche und feit durch Wort und Gabe Haus und Hof gegen den Wilden Jäger und sein furchtbares Heer. Das gebackene Schwert, das sie ins Futter gestreut, gilt dem einarmigen Himmelsgott Ziu.

Zwar nennt sie noch seinen Namen. Aber sie ahnt nichts mehr von seinem Kampf mit Wodan, dem Führer des jungen Göttergeschlechts — und erst recht nichts von dem Bruder des griechischen Zeus. Doch das hält sie nicht ab, Geist und Leben ferner Ahnen fromm zu Ende zu denken und zu tun. Wohlvertraut ist ihr auch das Julrad, das Sinnzeichen der steigenden Sonne. Sie spricht, indes sie die Rundlinge in den Hafer wirft, Worte vom Winterdämon, von der Sonnenjungfrau und ihrer Kerkerhaft. Balder kennt sie nicht mehr, auch Schirner nicht, den Vorreiter des Befreiers, den Schiermacher oder Schönmacher der Welt — und trägt doch von ihrem Mann her seinen Namen. Nun tut sie den Tieren das Sterngebäck ins Futter. Die echten Lieder dazu fehlen ihr. So verwechselt sie denn auch den Wipfelstern des Weltbaumes Yggdrasil mit dem Wunder von Bethlehem und läßt das alte Geistertum des Nordens aus der Wurzel Jesse wachsen und singt „Lobt Gott ihr Christen allzugleich" in den Brauch der Heidenheit.

Der Bauer Schier (einige seiner Verwandten schreiben sich noch Skir, ohne zu wissen, daß sie Nachfahren germanischer Völker sind, der Skiren, Heruler und Turcilingen, die einst in Pommern saßen) ist heimgekehrt vom Felde. Er sieht den Lichtschein im Pferdestall. Er vernimmt die leise Stimme seiner Frau. Er wagt nicht die Tür zu öffnen. Fast fürchtet er sich ein wenig. Das Haus der Eltern seiner Frau heißt noch heute Bumloxerkaten. Es spukt darin. Die alten Frauen, die einst dort wohnten, sie gehen in der Mitternacht um. Sie standen alle im Geruch seltsamer Kräfte und Weisheiten. Alle waren heil- und kräuterkundig. Nun ist seine Frau der Erbe. Der junge Pastor sagt — wenn er dabei auch lächelt —: vor hundert Jahren noch wäre sie als Hexe verbrannt worden. Michel Schier erschrickt. So etwas nur zu denken! Gewiß, sie findet oft Gründe, ihn allein nach der Kirche gehen zu lassen, auch das Gebet bei Tisch zu überschlagen. Aber erstickt sie nicht unter der Vielfalt ihrer Arbeit! Da ist die Wirtschaft, da sind die Kinder! Wenn Gott fordert „Bete und arbeite!" und einem so viel aufbürdet wie seiner Guste, dann muß er auch damit einverstanden sein, daß man nur an der andern Seite kürzen kann. Gott ließ noch nie einen Hafer wachsen, bevor dieser gesät worden, und keinen Backofen Brot geben, in dem nichts gebacken war. Hat also Guste nicht recht! Und besitzt sie nicht einen Blick, der die Guten und Bösen scheidet und in jedem Herzen die linke und die rechte Seite! War nicht jede ihrer Warnungen prompt eingetroffen, ob es sich um einen Einheimischen oder einen Fremden handelte! Nur das Beste wollte und wirkte sie. Und das sollte Kunst des Satans sein!

Der Hof liegt in Mondlichtmelodien vor ihm. Heiliges Licht, heilige Stille. Und doch nur Widerschein der Sonne, die längst untergegangen ist. Der Mond hat nichts aus erster Hand. Gewiß. Aber was schadet's, da er so tröstlich blinkt!

Im selben Augenblick klirrt die Stalltür. Die Laterne blinzelt, der Mondschein zerklirrt, ein feiner Schneefall flittert um Hell und Dunkel. Im Rahmen der Tür Frau Auguste, umschwankt, umflattert, umgeistert. Und da sieht der Bauer auf einmal mehr, als was vor Augen ist. Seine Frau mit ihrer verschrieenen Zauberei und ihrem alten Wissen ist ein Licht wie der Mondschein, Licht aus zweiter Hand und so wohltätig wie dieser, redend von einem Sonnentag, der längst untergegangen, und der niemals — —. Aber, aber, wie ist ihm nur! Sollte es möglich sein! Sollte längst versunkenes Leben wiederkehren, wie die Sonne wiederkehrt! Sollt' es auch eine Seelenwanderung für Völker und Religionen geben! Ein Jahrtausend, auch hier nur wie ein Tag! Er verirrt sich in sich selber. Er muß darüber mit dem Pastor reden.

Seine Frau ist langsam auf ihn zugegangen. Jetzt am Viehtrog vorüber, jetzt vor der Pumpe.

Jetzt steht sie neben ihrem Mann. Er legt den Arm um sie. Beide getauft vom selben Mondlicht. Licht aus zweiter Hand. Von der goldenen Scheibe dort oben nur der Rand noch sichtbar. Alles übrige hat sich hinter den Knauf des Kirchturms geschoben.

Die Sonne umflammt den Mond, der Mond den Kirchturmknauf. Alle drei — im Blick der Menschenkinder ein Leuchten um dieselbe Mitte.

Michel und Guste atmen Geheimnis, das ungesprochen bleibt und unaussprechbar ist.



Sie lesen heute:

Hermann Keßler, Stettin: Weihnachtsgeschenke im Zeichenunterricht.

Hermann Ploetz: Pommerns letzte Wodewellen.

Hermann Ploetz: Wodes letzte Priesterin.

Georg Rendl, Salzburg: Bienenweihnacht.

F. O. H. Schulz: Wie der Weihnachtsbaum Deutschland eroberte.

F. O. H. Schulz: Ein Weihnachtsfest mit Feldmarschall Graf Schlieffen.

Wodes letzte Priesterin

Ostpommern. Gespensterheide. Verwunschen einsames Dorf.
Man meidet den Bumloxerkaten, die Teufelskule, den Hexentorf.

Über ein halbes Jahrtausend schon apostelt hier neue Bethlehemzeit,
doch einmal in jedem Jahre regiert noch alte Heidenheit.

Dann göttert das Nordlicht am Himmel empor und steckt den Pommernwinter in Brand,
dann glänzt die letzte der Walküren hernieder, Christkindlein an der Hand,

dann schwört der Sternbaum Urfehde: jedoch auf Erden braust
die wilde Jagd „in den Zwölften" einher, und der stöhnende Wald ergraust.

Schon liegt auf dem Julklotz der Heidkate das Altjahr aufgebahrt
und wartet, daß es der Aschenglut entlodre zu Wodes Fahrt, –

schon holt die Bäurin gekerbte drei Hölzchen vom Hünensteinherd
und taucht sie in den Drei-Bilder-Teig: Stern, – Kreuz, – Schwert, –

schon mischt sie die urfrommen Formen mit murmelnder Sympathie
als Julgebäck unters Futter dem lieben Wodansvieh.

Der Stern? – die Wipfelweihe am Polbaum Yggdrasil.
Das Schwert? – Gott Zius Würde. Das Rad? – der Julsonne Spiel.

Die Zeit, – die Hölzchen, – die Alten? Längst brannte der Heidfleck ab.
Ein Haufen christlicher Asche – das letzte Wodansgrab.

Hermann Plötz.

Georg Rendl, Salzburg

Bienenweihnacht

Ich entsinne mich, daß es seit frühester Kindheit in unserer Familie der Brauch war, auch eine Bienenweihnacht zu feiern. Das war stets ein großes, wenn auch äußerst stilles Fest, das immer tiefen Eindruck auf mich gemacht hatte.

Mit dem Dunkelwerden erstrahlte in der großen Stube der glitzernd geschmückte Baum, unter dem die Geschenke ausgebreitet dalagen. Die Reichhaltigkeit der Weihnachtsgaben stand mit unseren Bienen in enger Beziehung, denn hatten sie viel Honig eingetragen, so durften wir Kinder damit rechnen, daß neben den nützlichen und meist schon dringend nötigen Sachen, wie Kleider und Wäschestücke es sind, auch andere, entbehrlichere Sachen sich fanden. Da wußten wir vier Kinder, deren jüngstes ich war, nie recht, wohin man seine Augen zuerst richten sollte: auf den Baum, auf die Gaben oder auf Vater und Mutter, um zu sehen, ob man ihnen mit den kleinen, bis dahin sorgsam verborgen gehaltenen Geschenken auch richtige Freude gemacht habe. Der Vater bekam gewöhnlich irgend ein kostbares Bienenbuch, das seine schon sehr umfangreiche Bienenbücherei bereicherte, oder ein Gerät, das in einem der Preiskataloge angekündigt war. Meist aber erwiesen sich diese so rühmlich angepriesenen imkerlichen Apparate als unverwendbar. So weiß ich, daß mein Vater einen sehr teueren Schwarmfänger heute noch als Mausefalle benützt. Später taten wir unser Geld nur noch für Bücher zusammen, und wir erlebten die Freude, daß der Vater dann in seinen freien Stunden, die ihm der Dienst an der Bahn ließ, mit großer Aufmerksamkeit darin las und mit uns gelegentlich Wahrheit und Irrtümer besprach. Die Mutter bekam meist Stoff für ein Kleid oder Hausgerät, und so verlief die Stunde des Schenkens und Empfangens wie in tausend anderen Familien auch.

Das eine weiß ich noch: daß an der ganzen Pracht des Weihnachtsbaumes mich nichts so sehr fesselte wie die in Stanniol gewickelten Bonbons und dann noch das warme Licht der Kerzen. Der silberne und goldene Flitter aber, die stinkenden Sprühkerzen und der ganze übrige Pomp ließ mich kalt und befremdete mich seltsam.

Nachdem wir unsere Gaben in Empfang genommen hatten und unsere aufgeregten Gemüter beruhigt waren, kam das Mahl an die Reihe. Es kam selten im Jahre vor, daß wir wirklich festlich aßen: der Tisch war geschmückt und das schöne, mit Landschaften bemalte Tafelgeschirr kam wieder einmal zur Verwendung. Wir unruhigen Geister waren zu größter Behutsamkeit gezwungen. Immer wieder ermahnte die Mutter, auf das schöne Tischtuch zu achten, denn es sollte wenigstens morgen noch rein sein. Während des Mahles erzählte sie dann, wohl von Erinnerungen übermannt, meistens von den Weihnachten ihrer Jugend. Die waren freilich um vieles anders gewesen als die unseren es waren, sie waren karg, arm und traurig. Die Herbheit des tirolischen Bergwinters klang in ihren Worten mit, aber sie klagte und jammerte nicht, und sie erzählte all das Düstere auch nicht deshalb, daß unsere Festesfreude herabgestimmt werde, sondern wohl nur, um uns zu sagen, wie sehr wir Ursache hätten, unserem Geschick zu danken, daß uns solche Bedrängnis, wie sie sie erlebt hatte, erspart geblieben sei.

Wer hätte auch geahnt, daß später noch viel schlimmere Weihnachten kommen würden? Ja, es kamen Weihnachten, an denen nicht ein Stückchen Brot im Hause war — aber davon wollte ich jetzt nicht erzählen.

Nach dem Mahle sagte der Vater, nun solle man Schuhe und warme Kleider anziehen, wir gingen zu den Bienen. Und damit begann für mich der eigentlich stimmungsvollste Teil des Abends.

Wir gingen wohlvermummt aus der Wärme der Stube in den Garten, in dem, unter den Obstbäumen verborgen, die Bienenhäuser standen. Wir schritten, eines hinter dem anderen herstapfend, dem Vater nach. Oft war es grimmig kalt, und die Sterne blinkten hell durch das Geäst der Bäume; in anderen Jahren schneite es oder es stürmte so sehr, daß die Flocken hoch aufwirbelten und uns, die wir als nächtliche Wanderer durch die unberührte Stille des Gartens geisterten, wie Spukgestalten erscheinen ließ.

Das Bienenhaus Nummer eins lag zwar weitab, aber dem Wohnhause doch am nächsten von den anderen fünf. Es war mir von allen das liebste, denn es schien mir immer, als beherberge es die sanftesten Bienen. Es kam selten vor, daß mich sommersüber, wenn ich meinem Vater durch verschiedene Handreichungen in diesem Bienenhaus half, eine Biene stach, denn die stechlustigsten flogen sogleich an das große seitliche Fenster und schlüpften durch den Spalt in den Glasscheiben und surrten davon. Dieses größte der sechs Bienenhäuser beherbergte auch die größte Zahl an Bienenvölkern, die nach der südlichen Seite hin ihren Abflug hatten. An der anderen Seite stand der große Schrank für die Waben, der Kasten für die Werkzeuge und ein schön blaugestrichener Tisch. Im Sommer fiel durch das Fenster und durch einen natürlichen Vorhang von Weinlaub das gründämmerige Licht, das diesem Bienenhause neben dem süßlich-säuerlichen Harz- und Honigduft seine zauberhafte Stimmung verlieh.

Nachdem die Völker im Spätherbst noch ein letztes Mal besichtigt worden waren und nachdem es sich gezeigt hatte, daß sie und die Königin den Winter wohlbehalten überdauern würden, nachdem dann das Bienenhaus in peinlichste Ordnung gebracht und die Reihe der Beuten sorgsam in Decken gehüllt wurde, sperrte es mein Vater ab. Es durfte von nun an nicht mehr betreten werden, denn die Bienen mußten ungestörte Ruhe haben.

Wenn wir den Bienen nun unseren Weihnachtsbesuch abstatteten, so geschah das in der größten Stille und mit der vorsichtigsten Behutsamkeit. Wir Kinder wußten, ohne daß es uns erst hätte gesagt werden müssen, daß schon der geringste Lärm, ein rascher Tritt etwa oder der Stoß an eine Wand ein empörtes Aufbrausen aller Völker zur Folge haben würde und daß diese Ruhestörung dem einen oder dem anderen Schaden bringen könne. Noch ehe der Vater den Schlüssel drehte und die Klinke drückte, schüttelten wir die Kleider vom Schnee ab und fegten die Schuhe rein, dann traten wir in den noch finsteren Raum.

Schon am Nachmittag hatte der Vater alles für die Bienenweihnacht vorbereitet, und er brauchte nur die kleinen Kerzen mit der Flamme zu beschenken. Auf jedem Bienenstock stand solch eine kleine Kerze, ein Tannenreis lag davor, und über dem weißgedeckten Tisch hing ein Fichtenast, ein paar Lichterchen tragend.

Es war wundersam, mit angehaltenem Atem in dieser warmen Kerzenhelle zu stehen und nach dem ganz leisen und gleichmäßigen Brausen der Bienen hinzuhorchen. Ja, es rauschte wie aus einem fernen, fernen Walde, wenn ein sanfter Wind ihn heimsucht, und dieses leise Rauschen kündigte an, daß da tausendfältiges Leben wach war, und daß es sich bewährte, weil es sich bewähren mußte, wollte es nicht erlöschen.

Mir war das Geheimnis der winterlichen Bienen schon früh bekannt; ich kann mich nicht entsinnen, daß mein Vater mir darüber einmal zum ersten Male erzählte, ich wurde mit diesem geheimnisvollen Wunder vielleicht in der gleichen Art vertraut, wie etwa ein Bauernbub mit dem Leben der Tiere im Stall. Aber immer war es mir ein Wunderbares geblieben, daß die Tausende der kleinen Bienen, die da ein Volk bilden, dieser großen Gefahr, die der Winter über sie bringt, auf so weise Art zu trotzen vermögen.

Ein ewiges Gesetz beherrscht sie, und sie gehorchen diesem Gesetze. Sie sitzen in dichter Traube beisammen, bewahren die Wärme so gut sie es vermögen, aber sie verflüchtigt sich und Hunger stellt sich bei dem einen Teil des Volkes ein, die Kälte bedroht die Randbienen, sie drängen nach innen und die bisher Bewahrten besetzen die von der Kälte gefährdeten Außenposten der Traube. Während dieses nach außen und nach innen Strömens erhalten die Hungrigen von den Satten die lebenspendende Kraft des Honigs. Es wird warm. Die Traube sitzt dann, ruhig geworden, ganz locker, fast gelöst; sie wird dichter mit dem Zunehmen von Hunger und Kälte, und wenn Hunger und Kälte wieder ihren höchsten Grad erreicht haben, wiederholt sich das jähe Auseinanderquellen, das Wechseln der Posten und das Schenken und Nehmen des Honigtröpfleins abermals. Alle dreiundzwanzig Stunden geschieht das.

Ich nenne mich glücklich, daß ich früh schon das demütige, dankbare Staunen vor dem Wirken der Natur und vor den Werken des Schöpfers kennengelernt habe und daß mich dieses Staunen und Danken bis zum heutigen Tage nicht verlassen hat und wohl auch nicht verlassen wird.

Wenn wir so in aller Stille und Ruhe beim leisen Flackern der Kerzen im Bienenhaus standen, so wurde mir

immer gegenwärtig, was ich von dem Kampfe der Bienen um Leben und Sieg über den Winter wußte, und das leise Rauschen, das wir da vernahmen, wuchs in mir zum gewaltig brausenden Lied des Lebens und des Kämpfens.

Die Bienen „wußten" freilich nichts davon, daß wir da standen und an sie dachten und Lichterchen für sie brannten, und man darf auch nicht nach dem Nutzen dieser kleinen und auch belanglosen Weihnachtsfeier fragen, denn sie war nur ein Zeichen dafür, daß mein Vater und wir mit ihm der Pfleglinge gedachten. Ja, wir dachten in Liebe an sie, denn sie gehörten in die Gemeinschaft unserer Familie, und es hätte uns schändlich geschienen, wenn wir das an diesem Feste nicht einbekannt und gefeiert hätten.

Nach nicht zu langer Weile ging der Vater dann von Stock zu Stock und blies die Lichter aus. Es wurde dunkler und dunkler im Raume, und als die letzte Kerze verlöscht war, verließen wir still und heimlich, wie wir gekommen waren, das Bienenhaus, um in den anderen das gleiche stille Fest zu feiern.

Dann aber kehrten wir, ein wenig frierend, in die Wärme der Stube zurück, und der Duft von Honigpunsch und Lebkuchen empfing uns feierlich, und unser Schweigen wich frohen Gesprächen, die sich liebend um unsere Bienen drehten.

F. O. H. Schulz

Wie der Weihnachtsbaum Deutschland eroberte

In seinem Roman „Ekkehard" läßt Victor v. Scheffel um die Mitte des 10. Jahrhunderts auf dem Hohentwiel einen Weihnachtsbaum leuchten. Nur die wenigsten Leser des Romans werden bisher auf den Gedanken gekommen sein, daß es vor 1000 Jahren noch keine Weihnachtsbäume gegeben hat. Zwar kann man die Anfänge des Weihnachtsbaums bis zum Julfest der alten Deutschen verfolgen, die beim siegreichen Durchbruch des Sonnenlichtes ihre Häuser mit Zweigen von Nadelbäumen, den Sinnbildern des den Winter überdauernden Lebens, schmückten. Aber diese Sitte wurde von den christlichen Predigern des Mittelalters nicht selten gebrandmarkt. Der berühmte Straßburger Kanzelredner Geiler von Kaisersberg erklärte es 1508 für „heidnisch", „Dannreis in die Stuben zu legen". Und der ihm befreundete Verfasser des „Narrenschiff", Sebastian Brant, hatte sich über das Tannenreis-Legen folgendermaßen höhnisch geäußert:

„und wer nit etwas neues hat
und um das neu jor singen gat
und grün tannris steckt in sin huus,
der meint, er leb das jor nit us."

Aber gerade hier im Elsaß sollte der Weihnachtsbaum seine Geburt feiern. Im Jahre 1605 wird aus Straßburg berichtet, daß man dort einen ganzen Tannenbaum ausgeschmückt hat. Doch dieser Weihnachtsbaum war erst ein Tagbaum, d. h. er trug keine Lichte, sondern war nur mit Zuckerwerk und Puppen behängt. Man ließ ihn bis zum Dreikönigstage, dem Ende der Heiligen zwölf Nächte, stehen, dann wurde er „geschüttelt und abgeblümt". Man nannte ihn nicht Weihnachtsbaum, sondern Weihnachts-Meyen (Meyen-Busch). Im Südwesten Deutschlands muß er sich trotz der kirchlichen Gegnerschaft sehr bald Bahn gebrochen haben. Zunächst freilich als hängender Baum. Die große Nachfrage veranlaßte die Gemeinden, schon im 16. Jahrhundert regulierend einzugreifen. In der Waldordnung von Ammerschrein heißt es z. B.: kein Bürger soll „uf Weihnachten mehr dann einen Meyen hawen, soll nit lenger sein dann 8 Schue (2,5 m) lang".

Im übrigen Deutschland hatte es der Weihnachtsbaum viel schwerer, sich durchzusetzen. Man begnügte sich mit dem Heiligabendlicht, mit Wachsstöcken, mit Deckengehängen, mit Pyramiden und ähnlichen Lichtträgern. Goethe lernte den Weihnachtsbaum vorzüglich bei seinem Straßburger Studienaufenthalt in den Jahren 1770 und 71 kennen, so daß er sein Bild in den „Leiden des jungen Werthers" verwenden konnte. Ob schon im elterlichen Hause Goethes ein Weihnachtsbaum gestanden hat, ist ungewiß. Im Jahre 1796 fand im Wandbecker Schloß eine Feier unter einem mit Lichtern geschmückten Weihnachtsbaum statt. An dieser Feier nahmen Goethe, Klopstock, die Brüder Stollberg und Mathias Claudius teil. Als Goethe seinen Einzug in Weimar hielt, war der Weihnachtsbaum schon in ganz Thüringen eingeführt. Eine Forstordnung von 1775 bestimmte eine Strafe von 5 Talern oder 14 Tagen Gefängnis für das Ausschneiden von Weihnachtsbäumen aus Tannenspitzen. Wie Goethe noch im Alter von 72 Jahren den Weihnachtsbaum liebte, das zeigen folgende Verse, die er für seinen fürstlichen Freund Karl August 1821 gedichtet hat:

„Bäume leuchtend, Bäume blendend,
überall das Süße spendend,
in dem Glanze sich bewegend,
alt und junges Herz erregend,
solch ein Fest ist uns bescheret,
mancher Gaben Schmuck verehret;
staunend schaun wir auf und nieder,
hin und her und immer wieder."

Schiller erfreut sich im Jahre 1793 in Ludwigsburg eines Weihnachtsbaumes, der von vielen Wachskerzen erleuchtet und mit Zuckerwerk, vergoldeten Nüssen und Pfefferküchlein verziert war.

In Berlin wird der Weihnachtsbaum zum erstenmal im Jahre 1755 erwähnt. Es heißt, „daß in hiesigen Gegenden manche Leute um die Weihnachtszeit grüne Fichten in die Stuben bringen und selbige mit vergoldeten Erdäpfeln putzen lassen, um den Kindern eine Gestalt von Paradiesäpfeln vorzuspiegeln". Es war also noch nicht der Lichterbaum, der erst um 1780 in Berlin bekannt geworden ist.

In den holsteinischen Landgebieten war es noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts üblich, daß die Eltern den Gabentisch mit Lichtern umstellten. Der Weihnachtsbaum war unbekannt. In Hamburg waren um 1825 meist Pyramiden im Gebrauch. Von Danzig berichtet man, daß dort der Weihnachtsbaum 1815 von preußischen Offizieren und Beamten eingeführt worden ist.

Im Jahre 1830 brachte die bayerische Königin den Weihnachtsbaum erstmalig an den Hof. In Oberbayern ist der

Weihnachtsbaum bis in den Ausgang des 19. Jahrhunderts weder auf dem Lande noch in den Landstädten volkstümlich gewesen.

Etwas früher als nach München kam der Weihnachtsbaum nach Wien. Die Frau des Erzherzogs Karl, des Siegers von Aspern, hat ihn bei Hofe erstmalig angezündet und auch ihren Schwager, Kaiser Franz I., zu seiner Einführung veranlaßt. In Wien waren es namentlich die Maler, die dem Weihnachtsbaum den Erfolg bereiteten. Der Wiener Akademiemaler Rudolf von Alt erzählt in seinen Erinnerungen, wie sein Vater 1817 zum erstenmal in Wien einen Weihnachtsbaum angezündet habe:

„Und wenn ich noch so alt werde, ich werde nie diesen Weihnachtsbaum vergessen. . . . Und dann entsinne ich mich auch der verdutzten Gesichter meiner kleinen winzigen Freundchen und noch kleineren Freundinnen, als ich ihnen erzählte, was Neues mein Vater aus Frankfurt heimbrachte . . . und nicht früher, als bis ich sie hinaufgeführt zu dem Baum, beruhigten sie sich . . . dieser Weihnachtsbaum, dieser Frankfurter Weihnachtsbaum gehört zu meinen denkwürdigsten Weihnachtserinnerungen."

Von Wien hat dann der Weihnachtsbaum seinen Erfolgszug über das österreichische Land angetreten. 1820 brennt der erste Weihnachtsbaum in Prag, in den vierziger Jahren leuchten Weihnachtsbäume auch in Klagenfurt.

Leicht hat man es dem Weihnachtsbaum nicht gemacht. Der Widerstand der Kirche ist immer erneut gegen ihn als einem „heidnischen" Symbol aufgeflammt. Das Tiroler Pustertal und das Antholzertal haben den Weihnachtsbaum erst 1902 kennengelernt. Ja, es gibt auch heute noch Ortschaften in Kärnten und Steiermark, wo der Weihnachtsbaum bis zur Stunde fremd geblieben ist.

Aber auch das wird vorübergehen. Denn je heller das Licht der Forschung auf das Leben der Heiligen Nächte unserer deutschen Altvorderen fällt, desto heller wird auch der Weihnachtsbaum dorthin strahlen, wo in deutschen Landen deutsche Herzen schlagen.

F. O. H. Schulz

Ein Weihnachtsfest mit Feldmarschall Graf Schlieffen

Es war um die Jahrhundertwende.

Im deutschen Generalstab herrscht lebhaftes Treiben. Die Offiziere werden täglich mehrmals zu ihrem strengen Chef, dem Grafen Schlieffen, gerufen. Unaufhörlich erhalten sie neue und schwierigere strategische Aufgaben. Schlieffen arbeitet mit eiserner Energie an seinem westlichen Aufmarschplan, und die sechs Armeen, die er von Straßburg bis Koblenz zu stehen hat und immer wieder neu ordnet, zusammenfaßt und auf ihre Stoßkraft prüft, lassen ihm weder Tag noch Nacht Ruhe. Er verlangt von seinen Mitarbeitern das Letzte. Und als es auf Weihnachten zu geht, sind die meisten in einem solchen Zustande der Erschöpfung, daß sie sich ein ehrliches Recht auf ruhige Feiertage erworben haben.

Einer der nächsten Mitarbeiter des Chefs, General K., der sich stark angegriffen fühlt, freut sich auf die kurze Ausspannung während des Festes ganz besonders. Er überlegt mit seiner Frau, wie man es sich am gemütlichsten einrichten könne.

Es ist der Vormittag des Heiligen Abends. Da schellt es zweimal. Eine Ordonnanz kommt und bringt einen Brief aus dem Generalstab. Der General öffnet und liest:

Lieber K.!

Nun sind wir den leidigen Dienstbetrieb los. Wie denken Sie über die Lösung der beiliegenden strategischen Aufgabe? Beachten Sie dabei genau die Stellung der fünften und sechsten Armee!

Frohes Fest! Schlieffen.

General K. liest seiner Frau den Brief vor. Sie schauen sich beide sprachlos an. K. sagt: „Da können wir nichts gegen machen. Lebe wohl, Weihnachten! Jetzt heißt es arbeiten."

Seine Frau ist bald getröstet. Sie kennt den Betrieb schon, seit ihr Mann zum Generalstab kommandiert ist.

General K. zieht sich in sein Arbeitszimmer zurück. Er weiß, daß der Chef schwer enttäuscht sein würde, wenn er die fertige Arbeit nicht spätestens am Abend des ersten Feiertages in Händen hielte. Selbst während der Mahlzeiten hat er Block und Stift neben sich zu liegen und zeichnet in Gegenwart der ebenso besorgten wie betrübten Gattin.

Am ersten Feiertag nachmittags 6 Uhr ist er fertig. Eine Ordonnanz trägt den Brief zum Chef.

„Gott sei Dank", sagt die Frau General, „daß es geschafft ist."

„Ja, Gott sei Dank", wiederholt er. „Morgen wollen wir dafür aber vollkommen ausruhen. Hoffentlich haben wir keine Gäste!"

Sie berauschen sich an dem Frieden des zweiten Feiertages in allen möglichen Vorstellungen. Die Frau General hat eine kleine Stickerei zur Hand genommen, mit der sie einer Freundin zum Geburtstag eine Überraschung bereiten will. Ihr Mann steht im Begriff, sich einer Zigarre zu widmen. Da surrt das Telefon.

„Verdammt, was mag da wieder los sein?" sagt der General. Er eilt an den Apparat.

„Wer da?"

„Hier Schlieffen. Das haben Sie großartig gemacht, mein lieber K. Ich muß Ihnen dazu gratulieren."

Schlieffen spricht länger als eine Stunde.

Das Gesicht der Frau General wird immer bekümmerter. Sie hofft, einen Blick ihres Mannes auffangen zu können. Aber das ist ganz unmöglich.

„Ja," sagt Schlieffen, „nun kommt es darauf an, daß wir die vier Reservedivisionen der ersten Armee im Falle eines notwendig werdenden schnelleren Vorstoßes noch besser in Fühlung zueinander bringen. Das wäre so eine Aufgabe für den zweiten Feiertag. Was meinen Sie dazu, lieber K.? Man kann doch in diesen Tagen wenigstens mit Ruhe arbeiten."

„Jawohl, jawohl!"

„Also, dann gutes Gelingen!"

General K. legt den Hörer auf. Er berichtet seiner Frau, der die Handarbeit in den Schoß fällt.

Eine Stunde später operiert er mit den vier Reservedivisionen der ersten Armee an der Grenze, um mit seinem Chef in Ruhe Weihnachten zu feiern.

Wichtige Kurznachrichten

Wachsende Sparguthaben der Beamtenschaft.

Die Beamtenbanken im 1. Halbjahr 1938.

Für die Beurteilung der Spareinlagen-Bewegung ist nicht nur die Beobachtung der Sparkasseneinlagen bedeutsam, sondern auch der Stand der Sparguthaben bei Banken und genossenschaftlichen Kreditinstituten. Für einen wichtigen Zweig der letzteren, nämlich für die **Beamtenbanken,** veröffentlicht soeben der **Deutsche Beamten-Genossenschaftsverband** als Revisionsverband der im Altreich tätigen 68 Beamten-Genossenschaftsbanken aufschlußreiche Zahlen, die über den Stand vom 30. Juni d. J. berichten. Danach betrug die Summe der von den Beamtenbanken verwalteten **Spareinlagen** zu diesem Zeitpunkt 42,7 Millionen Reichsmark, was gegenüber dem Jahresbeginn eine Steigerung von 1 Mill. Reichsmark bedeutet. Mit dem Ende des Jahres 1935, also dem mittleren der bisherigen sechs Aufstiegsjahre, verglichen, hat sich der Spareinlagenbestand sogar um 3,2 Mill. Reichsmark erhöht. Diese erfreuliche Erscheinung liegt einmal in einem starken Mitgliederzuwachs bei den Beamtenbanken begründet; sie beweist gleichzeitig aber auch, daß der Beamte in der Sparbewegung einen nicht zu unterschätzenden Platz einnimmt.

Besonders erfreulich erscheint es, daß gleichzeitig mit der Zunahme der Spareinlagen der **Darlehnsbedarf** in der Beamtenschaft abgenommen hat. Offenbar kündigt sich also gegenüber dem wirtschaftlichen Tiefstand der Systemzeit nunmehr auch bei der Beamtenschaft eine allmähliche Besserung an, die einerseits auf die allgemeine Wirtschaftslage, andererseits auf die beamtenpolitischen Maßnahmen des neuen Reichs zurückzuführen ist. Während nämlich die Summe der von den Beamtenbanken ausgegebenen **Darlehen** Ende 1937 noch 37,2 Mill. Reichsmark betrug, ist dieser Betrag um die Jahresmitte auf 30,7 Mill. Reichsmark zurückgegangen und liegt damit noch unter dem Stand des oben zum Vergleich herangezogenen Jahres 1935 (31,4 Mill. Reichsmark). Auch die von den Banken gewährten **Überziehungskredite** in laufender Rechnung, die sich auf 7,5 Mill. Reichsmark belaufen, liegen unter den entsprechenden Zahlen von Ende 1937 (8,5 Mill. Reichsmark) und 1935 (8,9 Mill. Reichsmark). Die schnelle Reaktion, die sich hier im Rückgang der Darlehnsforderungen gegenüber der Besserung der Wirtschaftslage zeigt, beweist im übrigen, daß der Beamte Darlehen nur im äußersten Notfall aufnimmt und daß nichts irrtümlicher ist als die früher verbreitete Meinung, daß die „Beamtenbanken zum Schuldenmachen verleiten".

Schließlich beweist die Halbjahresbilanz, daß auch der Vorwurf der „volkswirtschaftlichen Isolierung der Beamtengelder" den Beamtenbanken gegenüber unberechtigt ist. Soweit nämlich die vorhandenen Einlagen — außer den Sparbeträgen handelt es sich hierbei um 40¾ Mill. Reichsmark sonstige Einlagen — nicht zur Darlehnsgewährung benötigt wurden, werden sie, teils durch Ankauf von Staatspapieren, teils durch Überweisung an die genossenschaftlichen Zentralkassen und sonstige Bankinstitute, dem allgemeinen Geldmarkt zur Verfügung gestellt. In Staatspapieren werden 17¼ Mill. Reichsmark, in Bankguthaben 28 Mill. Reichsmark ausgewiesen. Daneben werden von den Beamtenbanken, ihrer Aufgabe entsprechend, andere **Selbsthilfeeinrichtungen der Beamtenschaft** gefördert, unter denen beispielsweise das mit der Durchführung des Beamtenheimstättengesetzes betraute Beamten-Heimstättenwerk des Reichsbundes der deutschen Beamten zu nennen ist.

Alle Leiter höh. Vollschulen werden Oberstudiendirektoren

= Nach den bisherigen Bestimmungen erhielten Studiendirektoren und -direktorinnen die Bezeichnung Oberstudiendirektor bzw. direktorin, wenn sie öffentliche höhere Schulen, die Vollanstalten sind, mit mehr als 14 Klassen leiteten. Diese Bestimmung hat der Reichserziehungsminister im Benehmen mit dem Preußischen Finanzminister dahin abgeändert, daß in Zukunft sämtliche Leiter an Vollschulen öffentlicher höherer Lehranstalten die Amtsbezeichnung Oberstudiendirektor bzw. Oberstudiendirektorin erhalten.

„Hauptschulen" statt „Volksschulen" in Danzig.

= In Danzig ist die Bezeichnung „Volksschule" durch „Hauptschule" ersetzt worden, da nach nationalsozialistischer Auffassung zu dem Begriff Volksschule das gesamte Schulwesen von der Grundschule bis zur Hochschule gehört.

NSLB.-Gauwaltung Pommern

Der Bericht über die Kreistagung des NSLB. Groß-Stettin kann wegen Platzmangel erst in der nächsten Nummer erscheinen.

Die Schriftleitung.

Personal-Abteilung

Stelle Sippenkunde

Gesucht wird die Anschrift des Lehrers **Ewald Marotzke,** früher in Smolarry bei Samotschin, jetzt im Gau Pommern.

Umgehende Nachricht erbittet die Gauwaltung, Stettin, Kaiser-Wilhelm-Straße 44, Stelle Sippenkunde.

Zeitschriftenschau

Pommerscher Bauernkalender 1939, bearbeitet von der Abteilung IVC der Landesbauernschaft Pommern. 168 Seiten. Reichsnährstand, Verlagsgesellschaft m. b. H., Zweigniederlassung Pommern, Stettin, Petrihofstr. 24. Preis: 0,80 RM.

Wieder erscheint der Pommersche Bauernkalender in einem Gewande, das ihn den besten deutschen Kalendern ebenbürtig zur Seite stellt. Nicht nur dem Bauern vermittelt er Unterhaltung und Belehrung auf allen Gebieten seines Daseins, sondern auch dem Städter gibt er einen Einblick in den Lebenskreis des Dorfes und führt ihn zu den Quellen, aus denen er letzten Endes auch seine eigene Existenz herleiten muß.

Berichtigung

In Folge 16 auf Seite 378 Zeile 22 von unten muß es heißen: „Die Gründe für die deutsche Glaubensspaltung" (nicht Glaubensbewegung) und am Schluß des vorletzten Absatzes auf Seite 379 Zeile 27 von oben: „in den spanischen und portugiesischen Kolonien von Mittel- und Südamerika" (nicht Südafrika). Dr. Nagel.

Erneuern Sie rechtzeitig den Bezug
für die Reichszeitung „Der Deutsche Erzieher"
Ausgabe Gau Pommern





Unverbindliche Vorführung und Beratung im Ausstellungsraum der Siemens-Schuckertwerke A.-G.,
Technisches Büro Stettin, Berliner Tor 1
Verkauf in den Fachgeschäften.

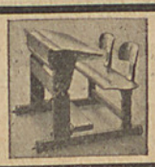
Das politische Weihnachtsbuch

Franz Ritter von Epp. Ein Leben für Deutschland, von J. Krumbach
328 Seiten, Leinen . . . . . 4,80 RM
Goebbels, Wetterleuchten. Aufsätze aus der Kampfzeit.
392 Seiten, Leinen . . . . . 4,50 RM
Mann an der Fahne. Kameraden erzählen von Dr. Ley.
301 Seiten, Leinen . . . . . 4,80 RM
Die Grenzen fallen. Von der Ostmark zum Sudetenland. Von
H. Sündermann. 250 Seiten, Leinen . . . . . 3,50 RM

L. Sauniers Buchhandlung, Stettin, Mönchenstr. 12–13
Verlangen Sie bitte unsern Weihnachtskatalog.

Stettiner Pädagogium
Moltkestraße 18. Fernsprecher 300 72
Höhere Privatschule für Knaben und Mädchen
Alle Schularten Sexta bis Prima. **Umschulung, Nachholen versäumter Zeit.**
Arbeitsstunden — beste Erfolge. — Kleines Schülerheim.
Schumacher, Stud.-Direktor i. R.

Schulbänke
nach **ärztlichen Vorschriften** und neuesten Richtlinien gebaut, **verstellbar.**
Ernst Rockhausen Söhne,
Waldheim / Sa. Seit 1866.



Fachvertreter gesucht



Deutscher Erzieher
wirb für Deine Zeitung!

C. H. Homann
Gr. Domstraße 16
Likörfabrik und Weinhandlung
Einzelflaschenverkauf
Ältestes Spezial-Geschäft am Platze

Pelze
Der moderne Pelzpaletot
Pelzmäntel und -Jacken
Füchse, Besatzteile
Reparaturen und Umarbeiten
Beste Qualitätsware zu billigen Preisen.
Gewissenhafte Bedienung!
Pelz-Spezial-Etage
Paul Axt
Stettin, Breite Str. 45
gegenüber von Karstadt

56 JAHRE
Kunsthandlung Richard Schaedel Inh. M. Böhlke
Vergolderei · Werkstatt f. künstlerische Bildereinrahmung · Gemälde guter Meister · Kohlmarkt 18-19 · Ruf: 33902
Unsere gute Arbeit — unser guter Ruf



Keller
DAS FACHGESCHÄFT FÜR GUTE SCHUHE
Stettin, Paradeplatz 15

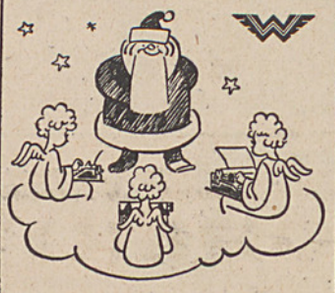
Schuster & Co.
Markneukirchen 309
Kronen-Instrumente

Streich-, Zupf-, Blas-, und Schlaginstrumente
Blockflöten, Harmonikas.
Teilzahlung.
Reparaturen.
Katal. 309 fr.


Sie können sagen was Sie wollen, Erika bleibt Erika

Die kleine Schreibmaschine mit den großen Vorzügen
RM 186,-
Anzahl. RM 7,20
monatl. Raten von RM 8,85 an
Generalvertretung
Otto Löhrke
Königsplatz 16

Kauft bei unseren Inserenten!


Machen Sie's wie der Weihnachtsmann!
Er hat seinen Betrieb auf „Klein-Conti" umgestellt. Auf der handlichen, technisch vollendeten Klein-Continental schreibt sich's kinderleicht. Die Schrift ist sauber und immer zeilengerade. Drei verschiedene Ausführungen von RM 186.— (mit Koffer) an. Unverbindliche Vorführung durch die Vertretung der Wanderer-Werke
Max Genseburg
Stettin, Schulzenstr. 33/34
Fernruf 271 74/75

Schulmöbel

in bekannter Qualität
Hermann Uhlmann
früher Gera
jetzt Ronneburg bei Gera
Fernsprecher: Ronneburg Nr. 136


Viel Freude
macht
eine Kinder-Nähmaschine
eine Nähmaschinenlampe
ein Nähmaschinen-Motor
und als schönstes Geschenk
eine Nähmaschine
Das altbekannte Fachgeschäft
M. Clauss
Inh.: Paul Reinsch
STETTIN,
nur Gr. Wollweberstraße 45
zeigt Ihnen unverbindlich das reichhaltige Lager.

Trinkt Ebner-Kaffee
Pölitzer Straße 96 Stettin Breite Straße 60
Fernsprecher 21892 und 21897

Jeder deutsche Erzieher
Leser der Reichszeitung

J. G. Prüfer
Stettin, Große Wollweberstraße Nr. 26
Fernsprech-Anschlüsse 31629, 31649
80 JAHRE
Papier- und Schreibwaren-Großhandlung
Buchdruckerei · Buchbinderei · Linieranstalt
KARI
Wir stellen her: Schreibhefte, Rechenhefte, Zeichenhefte- u. blöcke, Buchführungshefte, Geschäftsbücher
Drucksachen jeder Art für Behörden, Industrie, Gewerbe und Privat, geschmackvoll und preiswert

An den höheren Schulen der Stadt Stettin ist die Stelle eines

Oberstudienrates

zum 1. April 1939 zu besetzen. Besoldung nach Gruppe A 2 c 1 RBO., Ortsklasse A. Erwünscht ist die Lehrbefähigung in:

Geschichte, Erdkunde, Lateinisch oder Deutsch.

Bewerbungsgesuche mit einem ausführlichen Lebenslauf, beglaubigten Zeugnisabschriften, Lichtbild, Nachweis der deutschblütigen Abstammung, auch für die Ehefrau, und Angaben über die parteiamtliche Tätigkeit sind an die Stadtschulverwaltung — Personalabteilung — einzureichen.

Persönliche Vorstellung nur auf Aufforderung.

Stettin, am 29. November 1938

Der Oberbürgermeister.

Gute Möbel

und doch sehr billig kaufen Sie bei

EMIL KIRCHER

STETTIN Schuhstraße 29-31

Besonders große Auswahl in preiswerten

Schlafzimmern

Ich bitte um Besichtigung meines Lagers.

Freie Lieferung. Bedarfsdeckungsscheine d. Ehestandsdarlehn werden entgegengenommen.

STAMBORSKI

Herrenmoden

Fertigkleidung und nach Maß

Anfertigung sämtlicher Uniformen

Stettin, Breite Str. 36-38 / Tel. 33256



Teppiche Gardinen-Dekorationen Möbel- u. Läuferstoffe

im größten Fachgeschäft Pommerns

A. Steckner

Stettin - Kl. Domstraße 11 und 12

Ein Tip für Geschenke

auf die große Frage: Was wünsche ich mir? was schenke ich ihm? — Diesmal etwas, was ebenso den schmückenden, wie den zweckmäßigen Dingen angehört — eine gute Uhr. Daß Sie an ihr viel Freude haben, dafür sorgt

der gelernte Uhrmacher



Uhren

W. Stojan

Uhrmachermeister - Stettin, Reifschlägerstr. 5

Gold- und Silberwaren

Haben Sie offene Füße?

Schmerzen? Jucken? Stechen? Brennen? Oder sonst offene Wunden?

Dann gebrauchen Sie die seit Jahrzehnten vorzüglich bewährte schmerzstillende

Heilsalbe „Gentarin"

Erhältlich in allen Apotheken.

Musikhaus Tappendorff

STETTIN 60 JAHRE MÖNCHENSTR. 39

Handharmonikas und sämtl. Musikinstrumente

Kauft deutsche Wertarbeit

Rheinmetall



Raten von monatl. 11 RM an

Alte und neue Maschinen stets am Lager

General-Vertretung

Richard Löhrke

STETTIN

Kohlmarkt 3, Fernruf 27617

Weihnachtsgeschenke!

Edelholz-Schreibzeuge

geschnitzt mit und ohne Figuren

Bücherstützen, Schreibtischlampen, Aschen, Leuchter, Brotteller usw.

Schmiedeeisen / Echte Japan-Waren

Teeservice, Vasen, Sammelgedecke

aus dem **Spezialgeschäft**

H. Hildebrandt, Kunstgewerbliche Geschenke

Stettin, Papenstraße 4/5, gegenüber der Jakobikirche

Emil **Gehrke** Herren-Moden

Das Fachgeschäft für gute und preiswerte Herrenkleidung!

Zahlungserleichterung

Stettin, Obere Schulzenstr. 8

Ein Geschenk, das besondere Freude bereitet,

ist eine

Versicherung

für Familie und Eigentum —

auf dem Gabentisch zu Weihnachten!

Pommersche Feuersozietät,
Pommersche Provinzial-Lebensversicherungsanstalt

Gegründet 1719

Stettin Pölitzer Straße 1 Fernruf: 25441

// Auskunft und Abschlüsse auch durch die Kreisversicherungskommissare //

Schulmöbel
aller Art, stabil, formschön, praktisch und hygienisch einwandfrei
Ostdeutsche Schul- u. Sitzmöbelfabrik
G. m. b. H. Deutsch-Eylau/Westpreußen 2
Prospekte und Kostenanschläge unverbindlich!

Seit 1896
Möbel-Richter
Stettin, Saunierstr. 22

Sind noch so klein die Mittel zur Kleidung reicht's bei **Kittel**

Für die Dame, den Backfisch und das Kind
preiswerte Geschenke für den Weihnachtstisch
Große Auswahl in Morgenröcken, Pullovern Blusen und Strickwesten.

Stettin
Breite Str. 62/63



Pommerns größtes Fachgeschäft für Damen- und Kinderkleidung.

Verlag: Gauverlag Bayerische Ostmark GmbH., Bayreuth. — Druck des Reichsteils: Gauverlag Bayerische Ostmark GmbH., Bayreuth; Druck des Gauteils: J. G. Prüfer, Stettin. — Verantwortlich für den Inhalt des Reichsteils: Hauptschriftleiter H. Friedmann, Bayreuth; für den Inhalt des Gauteils: Hans Uebel, Stettin. — Erscheinungsweise monatlich 2 mal — Einzelpreis 0,35 RM; bei vierteljährlichem Bezug durch die Post 1,80 RM und 0.12 RM Zustellgebühr. — Verantwortlich für den Reichsanzeigenteil der Gesamtauflage: Dr. A. S. Lux, Bayreuth, für den Gauanzeigenteil: Paul Schönfeld, Stettin, Gr. Wollweberstraße 26 — Gesamtauflage aller 30 Gauausgaben des „Deutschen Erzieher" D. A. III. Vj. 1938 227744, davon Auflage der Ausgabe Gau Pommern D. A. III. Vj. 1938.: 5790. — Zur Zeit sind für Reichsanzeigenteil und Gauanzeigenteil Preisliste Nr. 1 gültig

Pr III 04894
1938
KSERO